This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

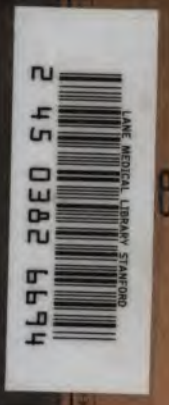
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ueber

e Poesie des indischen Mittelalters.

Vortrag

gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat,
den 20. Februar 1882

von

Dr. **L. v. Schroeder.**

Dorpat.

E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung.

1882.

LANE
MEDICAL LIBRARY
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

Ueber

die Poesie des indischen Mittelalters.

Vortrag

gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat,
den 20. Februar 1882

von

Dr. L. v. Schroeder.

Dorpat.

E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung.

1882.

45

Von der Censur gestattet. — Dorpat, den 3. März 1882.

Druck von C. Mattiesen. Dorpat, 1882.

4311H
S38
1882

Hochverehrte Anwesende!

Seit Jahrhunderten schon hat Indien, das ferne Land der Mährchen und der Wunder, auf die Phantasie der europäischen Völker eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt. Das Land, aus welchem einst, wie man sagte, schon Salomo Gold, Elfenbein und Sandelholz zum Baue seines Tempels kommen liess; das Land, in dessen Grenzen der Welteroberer Alexander seinen Zug hemmte, und von dessen Wundern dann griechische Schriftsteller Fabelhaftes zu berichten wussten; das Land, von dessen geistigen Schätzen späterhin die Araber so Manches dem Occident vermittelten, dessen reiche Erzeugnisse schon früh auf Handelswegen nach Europa kamen, Kunde gebend von einer beglückten, üppigen Natur, — in dieses Land schweifte auch die Phantasie der christlichen Völker Europas mit besonderer Vorliebe, seit die Züge der Ritter zum Grabe des Erlösers ihnen die farben- und gestaltenreiche Welt des Orients aufgeschlossen. Insbesondere unter den Deutschen, den wanderlustigen und phantasiebegabten, blieben jene Erinnerungen wach, genährt durch einen Strom von Berichten und Erzählungen, die sich von dort über unser Land ergossen. Bis nach Indien hin liess man gerne die Ritter ihre abenteuerlichen Züge ausdehnen, und wenn von indischen Prinzen und Prinzessinnen die Rede war, dann konnte die Phantasie des Wunderbaren nicht genug ersinnen, dann konnte man die Pracht und Herrlichkeit jener Paläste und ihrer Bewohner nicht strahlend genug sich denken.

84537

Gewaltigere Mächte liessen die ritterlich romantische Zeit des Mittelalters zu Ende gehen, mit der Reformation brach Deutschland die Bahn zu einer neuen Zeit, um dann den kühnen Schritt schwer genug mit den Wehen des dreissigjährigen Krieges zu bezahlen. Als dann der Sturm sich beruhigt, langsam und allmählig die furchtbaren Wunden zu vernarben begannen, da blühte auch die Poesie in deutschen Landen wieder auf. Aber obgleich die grössten Geister unserer Nation in Anlehnung an die Antike Unvergängliches geschaffen, war doch tief im innersten Gemüthe des Volkes ein mächtiger Trieb — der romantische — noch unbefriedigt geblieben. Er erwachte, — und obschon seine Vertreter an Genie und Charakter jenen classischen Heroen weit nachstanden, obschon sie sich Fehler und Ausschreitungen aller Art zu Schulden kommen liessen, so ward die Strömung doch immer mächtiger, eben weil sie einem tiefen Bedürfniss des deutschen Volkes entsprach. An den Ufern des neuentsprungenen Stromes wuchsen die lieblichsten Blüthen auf, und von seinem Wasser nährten sich kräftige Bäume, die noch jetzt unser Stolz und unsre Freude sind. Ueber dem Zauberwalde der deutschen Vergangenheit ging das Mondlicht auf und leuchtete zwischen den Stämmen der hohen dunklen Tannen oder spielte um die moosbedeckten Trümmer zerstörter Burgen. Aber weiter als in die Welt des deutschen Mittelalters führte jener Zug unsere Romantiker, — nach Frankreich, in die Provence, nach Spanien, nach Italien — und immer weiter, in den Orient, und wie ein letztes Ziel auf dieser Fahrt steht wieder Indien da, das Land, dessen Wundern selbst die mangelhafte Kenntniss davon nur noch einen neuen geheimnissvollen Reiz hinzufügen musste. Nach Indien zog die Phantasie auf ihren kühnsten Flügen, bei Indien verweilte der romantische Genius mit besonderer Vorliebe. Es war nicht allein die Hoffnung, die Urweisheit des Menschengeschlechtes, von welcher zu Anfang des Jahrhunderts Manches gefabelt wurde, in Indien zu finden; nicht allein die überraschenden Enthüllungen, die uns das Sanskrit über den Zusammenhang und die

Abstammung der wichtigsten europäischen Culturvölker brachte; vielmehr war es eine tiefe innere Wahlverwandtschaft, welche die Romantiker nach Indien hinzog. Es beruht auf keinem Zufall, dass die Stimmführer der romantischen Schule, die beiden Brüder Schlegel, das Sanskritstudium in Deutschland angeregt und begründet haben. Und in der That, in Indien tritt uns eine Welt entgegen, die viel Verwandtschaft mit der romantischen Idealwelt bietet. In einer Natur, deren berückende Formen uns wähnen lassen, dass hier Traumhaftes zur Wirklichkeit geworden, blüht eine Welt, die uns in vielen Stücken an die eigene Vergangenheit erinnert — mit einzelnen Steigerungen bis ins Maasslose und Ungeheuerliche hinaus — die Welt des indischen Mittelalters.

Das indische Alterthum reicht weit höher hinauf als die Geschichte der meisten anderen Völker; die älteste Zeit, die sogenannte vedische Periode, dürfen wir nach mässigen Annahmen bis 1500, ja 2000 Jahre vor Chr. hinaufrücken. Entsprechend dem hohen Alter dieser ersten Epoche beginnt nun auch diejenige Zeit, welche ich als indisches Mittelalter bezeichnet habe, weit früher als das uns Allen wohlbekannte europäische Mittelalter, nämlich c. 600—700 J. vor Chr., d. h. also etwa 1000 Jahre früher als in Europa. Diese Zeit, die am meisten für Indien charakteristische, dauert c. 2000 Jahre, also weit länger als das europäische Mittelalter. In Indien sass das Mittelalter weit tiefer in der Denk- und Empfindungsweise des Volkes fest als in Europa, und eine neue Zeit können wir erst seit den Invasionen und Colonisationen fremder Völker datiren, d. h. etwa seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit ja auch in Europa die neue Aera ihren Anfang nimmt.

In der ältesten vedischen Zeit lebten die Inder im Westen im sogenannten Pendschab, dem Lande des Indus und seiner fünf Ströme. Die staatlichen und socialen Verhältnisse dieser Periode erinnern uns in vielen Beziehungen lebhaft an die Zustände, wie sie Tacitus bei den alten Germanen schildert. Damals waren die Inder ein frisches urwüchsiges Geschlecht,

bei dem sowohl das religiöse Empfinden als auch die Auffassung der Natur einen gesunden und tüchtigen Charakter verrathen. Das Volk zerfiel in eine ganze Reihe von Stämmen und Gauen, die ihren Fürsten oder Herzögen Heeresfolge leisteten, ohne dass darum die Volks- oder Gemeindeversammlung bedeutungslos gewesen. Noch gab es keine grossen Städte, man lebte in Dörfern und Weilern, von Viehzucht und Ackerbau sich nährend. Noch gab es keine Hierarchie, keine strenge Kastengliederung, keinen Glauben an eine Seelenwanderung u. dgl. Einfach, naiv und gesund ist fast Alles, was uns hier entgegentritt.

Aber unternehmungslustige Stämme drangen aus dem Lande der fünf Ströme nach Osten vor und setzten sich zwischen dem Ganges und der Jamunâ, im Gebiete der Sarasvatî und Drischadvatî fest. Hier beginnen nun die Verhältnisse sich allmählich ganz umzugestalten; die Priester gewinnen immer mehr an Einfluss und Macht, bis sie zuletzt zum obersten, herrschenden Stande geworden sind; nach ihren Ideeen und Anschauungen gestaltet sich dann auch der ganze übrige Staat; die Cultur hebt und verfeinert sich nach den verschiedensten Richtungen, und das Resultat dieser Entwickelung ist das indische Mittelalter.

Suchen wir nun diese Periode in ihren Grundzügen zu charakterisiren, so springt vor allen Dingen das ungeheure Ueberwiegen des priesterlichen Einflusses, die Priesterherrschaft in die Augen, welche dem ganzen Staatswesen das charakteristische Gepräge giebt. Was Papst und Geistlichkeit im Mittelalter energisch anstrebten, die bedingungslose Unterwerfung der Könige und Krieger unter die geistliche Oberhoheit, — in Indien ist es wirklich erreicht worden. Die Priester stehen da als eine Kaste, die von Natur schon den Fürsten übergeordnet ist. Ja, die Brahmanen sind leibhaftige Götter auf Erden, sagt schon der Jadschurveda an mehreren Stellen. Kein höheres Lob giebt es für die Könige, als wenn sie die Brahmanen ehren, ihren Wünschen und Zwecken sich willig unterordnen; kein schwe-

reres Vergehen, als den Brahmanen unachtsam oder gar feindselig zu behandeln. Ueber die arme Sakuntala bricht doch das ganze Unglück, der Fluch des Heiligen, nur darum herein, weil sie, in ihren Liebestraum versunken, das Nahen des Brahmanen nicht bemerkt und ihm die gebührende Ehre nicht erwiesen. Die Kriegszüge und Thaten haben nur dann wahren Werth und sind würdig im Liede gefeiert zu werden, wenn sie den heiligen Zwecken dienen. Die ganze Auffassung des Lebens ist eine mittelalterliche; Alles ist gerichtet auf das Heilige und Himmlische; Erlangung der Heiligkeit steht obenan als höchstes Ziel; Vertrautheit mit den heiligen Büchern, Bezähmung der Sinne, eifriges Fastenhalten und Bussübungen sind höchste Tugenden auch für Krieger und Fürsten. Vor dem beständig auf das Ewige und Unendliche gerichteten Blick verschwindet dies Leben, verschwindet die Zeit vollständig wie etwas Geringes und Bedeutungsloses, und hier liegt der tiefere Grund, weswegen die Inder, die in der Grammatik und anderen Wissenschaften so peinlich genau und gründlich sind, absolut keine zuverlässige Chronologie haben. — Mächtig wirkt in dieser Welt der Begriff der Sünde; alles Leid und Ungemach, das den Menschen trifft, wird als gerechte Strafe für einst begangenes Unrecht angesehen, und da das Leben des Einzelnen hier oft nur ungenügende Erklärung und Begründung bietet, so verlegt man die Schuld in eine frühere Existenz; der Glaube an eine Wanderung der Seelen durch unendlich viele Leiber (od. Existenzen) ist hier zum unerschütterlich festen Dogma geworden; er soll das Unerklärliche erklären, für die scheinbare Ungerechtigkeit in den Schicksalen der einzelnen Menschen die Begründung geben. So Manches, was der christliche Glaube für eine Folge der Erbsünde erklärt, wird hier als Folge eigner Sünden in einer früheren Geburt gefasst. — Um von seinen Sünden und Schwächen sich zu läutern, nimmt der Mensch zur Busse, zur Askese, der Peinigung des eigenen Leibes seine Zuflucht. Derselbe Trieb rief bekanntlich im christlichen Mittelalter ähnliche Erscheinungen hervor;

aber dasselbe wird von den Indern mit ihren oft ganz maasslosen Kasteiungen weit überboten. Durch solch furchtbar asketische Busse glaubte man nun auch Ausserordentliches zu erreichen. Der Büsser konnte zuletzt übernatürliche Kräfte erlangen, er verrichtet oft das Unglaublichste nach seinem Belieben; Wunder und Zeichen gehen von ihm aus gleichwie von den Heiligen der mittelalterlichen Kirche; ja er übt schliesslich geradezu Zauberkünste; und in der That werden wir in den indischen Zauberern und Hexenmeistern, von denen so manche Mähr ins Abendland sich fortpflanzte und die der romantischen Dichtung wiederholt willkommene Gestalten darboten, trotz mancher Verwandlung doch eben diese übermächtigen weisen Büsser und Heiligen wiedererkennen.

Ein Moment, dass uns ferner merkwürdig an unser christliches Mittelalter erinnert, ist das ausgebildete Einsiedlerwesen. Der verirrte Wanderer trifft zu seinem Staunen mitten im Walde fromme Männer, die dort als Einsiedler leben, nur dem Gebet und der Beschauung hingegeben. Aber auch in diesem Punkte überbot das indische Mittelalter das christliche, indem es von jedem Hausvater verlangte, dass er im höheren Alter ein Waldeinsiedler (vanâprastha) werden sollte. In mehreren Secten, die sich vom Brahmanenthum loslösten, insbesondere in der buddhistischen, welche längere Zeit in Indien die grösste Macht hatte, finden wir ein ausgebildetes Mönchswesen, Klöster für Mönche und Nonnen, Bettelmönche und Predigermönche, ganz wie im christlichen Mittelalter; nur dass hier auch dies Princip wieder auf die Spitze getrieben wird, indem eigentlich nur die Mönche und Nonnen vollgültige Glieder der kirchlichen Gemeinschaft sind. Bei den Buddhisten finden wir auch Reliquienverehrung, Rosenkränze u. dgl.

Im vedischen Zeitalter gab es keine Tempel und Götterbilder; unter freiem Himmel, auf kunstlosem Altar entzündete man das heilige Feuer. Im indischen Mittelalter da-

gegen finden wir die gewaltigsten Tempelbauten, geschmückt mit unzähligen Götter- und Heiligenbildern; gerade wie sich auch das christlich-germanische Mittelalter mit seinen Münstern und ihrem Bilderschmuck von dem germanischen Alterthum unterscheidet, wo ein heiliger Platz im Walde der Andacht genügen musste.

Wiederum im Gegensatz zur vedischen Zeit ist im indischen Mittelalter eine scharfe Gliederung der einzelnen Stände in Kasten eingetreten; die Priester, die Könige und Krieger, die Gewerbtreibenden und die unterste Classe, die sog. Çûdra's, sind streng von einander geschieden. Auch in unserem Mittelalter bieten die Geistlichkeit, der ritterliche Adel, die städtischen Zünfte und das Landvolk eine schärfere Gliederung als dies vorher und nachher der Fall ist; nur ist auch hier wieder der indisch-mittelalterliche Staat viel weiter, ja fast bis zur äussersten Consequenz vorgegangen.

Die Poesie, die diesem Boden entsprossen und diese Welt uns vor Augen führt, trägt nun auch deutlich die romantischen Züge. Das traumhafte und phantastische Element, das Mährchenhafte, die grosse Rolle, welche Wunder und Zauber aller Art hier spielen, lassen uns alsbald empfinden, dass wir das Reich der Romantik betreten haben; das schwärmerische Element, das sich einerseits in den Handlungen der äussersten, sich ganz hingebenden und aufopfernden Liebe offenbart, andererseits in den oft allzu weit gehenden Kasteiungen, der Flucht vor dieser Welt und völligen Hingabe an das Ueberirdische; eine wunderbare Innigkeit und Tiefe der Empfindung und des Denkens, die die reizendsten Blüthen der Poesie hervorsprossen lässt; daneben wieder nicht selten Maasslosigkeit und Formlosigkeit — alles gerade romantische Eigenheiten, die hier wiederholt ins äusserste Extrem getrieben werden. Neben der Liebe ist es vor Allem die Natur, die hier gefeiert wird; hier finden wir die glühendsten Schilderungen, die unmittelbar wie Zauberträume der Romantik erscheinen

wollen, und dann wieder eine stille, sinnvolle, innige Versenkung in die Natur mit ihren Wundern, wie sie dem classischen Alterthum vollkommen fremd ist.

All diese Züge lassen uns diese Poesie in ihren besseren Produkten weit leichter mit unserem modernen Empfinden auffassen als die klassische; das Romantische steht uns eben weit näher als das Antike.

In der ältesten Zeit, der vedischen Epoche, hatten die Inder nur eine Dichtungsart in reichem Maasse ausgebildet; es ist dies die lyrische Poesie und zwar speciell die religiöse Hymnendichtung. In den späteren Jahrhunderten dieser Zeit entwickelt sich ferner — in den Jadschurveden und Brâhmana's — eine priesterliche Prosa, deren Hauptinhalt die Darstellung des Opfers ist. Hier finden sich wiederholt kleine Legenden und Geschichten eingestreut, aber doch so wenig hervortretend, dass wir von einer eigentlichen erzählenden Dichtungsgattung kaum reden können.

Jetzt aber, in der Zeit des Mittelalters, beginnen alle Gattungen der Poesie in reichem Maasse aufzublühen, in erster Linie die epische Dichtung, die, in üppigstem Reichthum emporgeschossen, uns schon ganz den brahmanisirten indischen Staat vor Augen führt und von den priesterlichen Ideeen beherrscht und durchdrungen ist. Aber es sind uns hier auch Erinnerungen an eine frühere Zeit noch aufbewahrt. Jene Zeit, als die Inder aus dem Pendschab in das Thal des Ganges und der Jamunâ zogen und sich dort festsetzten, sie brachte Eroberungskämpfe mit sich, Kämpfe der einzelnen Stämme, der Fürsten und edlen Geschlechter unter einander. Die allmählich sich bildende neue Ordnung der Dinge, das Erstarken des Priesterstandes, der allmählich die Herrschaft gewinnt, rief Conflicte und Streitigkeiten der ernstesten Art hervor. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass nicht alle die streitbaren Krieger und Könige ohne Kampf den immer mehr hervortretenden Ansprüchen der Brahmanen sich fügten, und Streitigkeiten mit denjenigen Stämmen und Fürsten, die sich der Priesterherrschaft willig unterordneten,

mussten die nothwendige Folge sein. Manche Züge der epischen Dichtung lassen uns, wie schon früh bedeutende Forscher erkannt haben, jene Uebergangszeit aus dem Alterthum in das Mittelalter erkennen; aber sie sind verdunkelt, denn die spätere brahmanische Anschauung duldete keine andre Auffassung, als die, dass diese priesterliche Ordnung der Dinge seit Anbeginn der Welt bestanden, und nur wie durch einen Flor vermag das Auge des Forschers hier den wahren Thatbestand herauszulesen.

Gross und bedeutend in mehr als einer Hinsicht sind diese epischen Schöpfungen der brahmanischen Periode. Das Mahâbhârata insbesondere, mit seinem riesenhaften Umfang, seinem phantastisch verschlungenen Gefüge, seinen oft störenden und hemmenden, oft überraschenden und entzückenden Episoden, muthet uns an wie ein gewaltiger Urwald, in dessen geheimnissvollem Halbdunkel wir oft schen den Pfad verloren zu haben fürchten, in dem wir oft lange mühsam uns hindurcharbeiten über gestürzte Baumstämme, durch verschlungene Lianen und dorniges Astwerk, bis uns endlich wieder ein Merkzeichen an einem der ragenden Baumstämme darüber belehrt, dass wir uns doch in der Richtung auf das gewünschte Ziel hin befinden; ein Urwald, in dem uns plötzlich die reizendste Lichtung überrascht, wo in weltvergessener Einsamkeit die reichsten Blüthen und Wunderblumen am Ufer eines spiegelklaren Wassers blühen, wo muntre Thierstimmen ertönen und süsser Gesang, wo an verschwiegener Stelle wir ein weiches Nest gewahren, das bunte Vögel der Wildniss hier sich erbaut zu stillem süssem Glück; ein Urwald, wo wir nach langer Wanderung urplötzlich wieder eine Einsiedelei vor uns sehen, aus welcher uns ein milder freundlicher Greis entgegen tritt, der uns mit Sprüchen der Weisheit, mit wundersam tiefsinnigen Gedanken über Gott, Natur und Menschenleben unterhält.

Das Mahâbhârata, welches uns für so manche Maasslosigkeit und Phantasterei wieder durch die reizendsten Schönheiten und wunderbaren Tiefsinn entschädigt, von dem

man sich wohl bisweilen ermüdet oder unwillig abwenden mag, mit dem man sich aber doch immer wieder versöhnen muss, — dieses Mahâbhârata erzählt uns von den Kämpfen der Kuru-Söhne mit den Pânduiden, zweier mit einander nahverwandter Fürstengeschlechter, deren Heimath Kurukschetra gerade in jenem Landstrich zu suchen ist, wo sich zuerst der mittelalterlich brahmanisirte Staat erhob, nämlich im Stromgebiete der Sarasvatî und Drischadvatî, am obern Laufe des Ganges und der Jamunâ. Aus der Erzählung dieser vielverschlungenen Kämpfe heben sich nun eine Reihe bemerkenswerther Episoden ab. So die interessante Erzählung von der Sintfluth, die uns gemahnt wie eine Erinnerung aus ururalter Zeit.

Manu, ein frommer König und Weiser der Vorzeit, der gewaltige Busse übt, rettet einem Fische das Leben und zum Dank dafür bereitet ihn dieser auf das Nahen einer gewaltigen Wasserfluth vor, die Alles überschwemmen werde. Er befiehlt ihm an, ein festes Schiff zu bauen und allerlei Saamen darin zu sammeln. Manu gehorcht, und wie die Fluth wirklich eintritt, wird er durch sein Schiff, das der Fisch an einem Seile zieht, gerettet. Nachdem er viele Jahre so herumgefahren, landet er auf dem Gipfel des Himâlaja. Die Fluth verläuft, und Manu lässt nun auf der Erde neues Leben sprossen. Der Fisch aber war Brahmâ selbst gewesen.

Von höchster Schönheit ist die Erzählung von Nal und Damajanti, die auch nur eine Episode des grossen Mahâbhârata bildet und durch Rückerts Uebersetzung weit verbreitet ist, so dass ich sie wohl als bekannt voraussetzen darf. Hier finden wir uns ganz in einer romantischen Mährchenwelt, wo Wunder und Zauber aller Art walten, wo die Phantasie sich die kühnsten Flüge erlaubt, und doch wieder Alles in die wunderbarste Schönheit getaucht, von dem zartesten poetischen Dufte umflossen ist; hier blühen wunderbar schöne Blumen, aber die reizendste von allen ist doch ein Frauengemüth, wie es schöner nie ein Dichterherz ersonnen. Nicht übertrieben war darum das Urtheil A. W. Schlegel's, dass dieses Gedicht „an Pathos und Ethos, an hinreissender

Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden könne".

Weniger weit bekannt, aber ebenfalls sehr schön ist eine andre Episode, in welcher auch die Frauentreue verherrlicht wird.

Sâvitrî, die reizgeschmückte, bewunderte Königstochter, hat einen armen aber edlen Jüngling Satjavân, den Sohn eines blinden, vertriebenen Königs, zum Gemahle gewählt. Aber der heilige Nârada verkündet, dass es dem Satjavân bestimmt sei, gerade nach einem Jahre schon zu sterben. Der Vater sucht darum Sâvitrî zu überreden, dass sie von dieser Wahl ablasse, aber sie bleibt fest bei ihrem Entschlusse, was auch dem Erwählten ihres Herzens bevorstehen möge. Der beglückende Bund wird geschlossen, und das Einzige, was in Sâvitrî's reines Glück einen Schatten wirft, ist die heimliche Sorge um den Gatten, die sie stillverschwiegen mit sich herumträgt. Wie das Jahr hingeht und der gefährliche Tag herannaht, sucht Sâvitrî mit Gebet, Fasten und strenger Bussübung dem Himmel den Geliebten abzuringen. An dem verhängnissvollen Tage will Satjavân in den Wald gehen und Sâvitrî, obschon die Fasten sie erschöpft haben, besteht darauf, ihn zu begleiten. Sie sammeln Waldfrüchte und Satjavân spaltet Holz. Da wird ihm krank und elend zu Muthe, er muss sich niederlegen und Sâvitrî nimmt sein Haupt in ihren Schooss. Da erscheint ein Mann von schreckenerregendem Aussehen, in rothem Gewande, schwarz, gelb und rothäugig, in der Hand einen Strick — es ist Jama, der Todesgott. Er giebt sich Sâvitrî zu erkennen, zieht die Seele aus dem Leibe des Satjavân und schreitet fort, gen Süden gewandt. Sâvitrî aber folgt ihm beständig nach. Da wendet er sich um und spricht zu ihr: „Kehr um, Sâvitrî! du bist nun deinem Gatten weit genug gefolgt! Geh, seine Leiche zu bestatten!" Aber Sâvitrî erwidert: „Wohin mein Gatte geht, wohin er geführt wird, dahin gehe ich auch mit ihm, das ist meine ewige Pflicht. Um meiner Liebe und um der Busse willen, die ich that, um deiner Gnade willen verwehre mir nicht diesen Gang!" Gerührt von solcher Gattentreue gestattet ihr der

Todesgott, eine Gnade zu wählen — doch ausgenommen ihres Gatten Leben. Da bittet sie, dass der Vater ihres Gemahls, der schon lange blind gewesen, sein Augenlicht wiedererlange. Der Todesgott gewährt es ihr, ermahnt sie aber, nun endlich umzukehren, da ihre Kräfte vor Ermüdung schon zu Ende gingen. Sie aber erwidert: „Wie sollte ich Müdigkeit fühlen in meines Gatten Nähe?“ und sie spricht so edel und schön, dass ihr der Gott abermals eine Gnade gewährt, — nur ausgenommen ihres Gatten Leben. Sie wählt, es möge das verlorene Reich dem Vater ihres Gatten wiedergegeben werden. Es wird gewährt, und dasselbe wiederholt sich nun noch mehrmals. Immer wieder dringt der Todesgott in sie, endlich heimzukehren, und immer weiss sie etwas zu erwidern, was ihn zuletzt rührt und erfreut. „Du bist schon einen weiten Weg gegangen, Fürstentochter!“ spricht er zu ihr. „Nicht weit ist dies, in meines Gatten Nähe, denn weiter eilt mein Herz!“ Sie fleht ihn an um Milde, sie huldigt ihm, sie weiss auch Schmeichelworte zu finden und verherrlicht ihn, bis er ihr dann wieder eine Gnade gewährt — doch immer ausgenommen ihres Gatten Leben. Aber sie wird nicht abgeschreckt, sie lässt nicht nach, sie findet die schönsten und rührendsten Worte, sie schildert, wie die Guten handeln müssen, was ihre Pflicht und Aufgabe ist; sie weiss es so beredt, so hinreissend zu schildern, dass der Fürst des Todes endlich, bezaubert von ihrem Wort, ihr eine neue Gnade gewährt und es vergisst, das Leben des Gatten auszunehmen. Da jubelt sie auf: „So lebe Satjavân! Jetzt musst du mir's gewähren!“ Und er gewährt es ihr, sie hat es erreicht, der Bann ist gebrochen, sie hat dem finstern Todesgott den Geliebten abgerungen. Rührend ist noch der Schluss der Episode, wie sie zurückkehrt zu dem Leibe ihres Gatten, wie sie den Erwachenden, der einen bösen Traum gehabt zu haben wähnt, zärtlich umfängt und tröstet, wie sie den nur langsam sich Erholenden muthig stützt und durch den nächtlichen Wald nach Hause geleitet, — es ist Alles schön gedacht und geschildert.

Aber der vielseitige Reichthum dieses gewaltigen Ma-

hâbhârata bietet uns auch Schätze, die nach ganz andern Seiten hin unsre Bewunderung erregen. Ich hebe von all diesem nur noch die gedankentiefe, philosophische Episode hervor, die den Namen Bhagavadgîtâ trägt und in Europa schon früh, insbesondere durch Schlegel und Humboldt, berühmt geworden ist. Es ist dies ein Gedicht, das in herrlichen schwungvollen Versen die erhabensten philosophischen Ideeen vorträgt und so das Muster eines philosophischen Gedichtes bildet, in dem der poetische Schwung und die philosophische Tiefe, beide gleich vollendet und aufs Engste verbunden, sich gegenseitig in ihrer Wirkung heben und steigern. Wie der Geist und die Natur sich gegenüberstehen, streng zu unterscheiden in ihrem Wesen; der Geist einfach, ewig und unvergänglich, die Körperwelt zusammengesetzt und vergänglich; wie das höchste Wesen, die ewige Gottheit, aus der wir Alle stammen und zu der wir wieder zurück kehren sollen, überall in der Welt wirkt und waltet; wie wir über die höchsten Fragen, über Sein und Nichtsein und über des Lebens wahren Werth zu denken haben; wie wir in allen Geschöpfen uns selbst sehen sollen und wie wir handeln sollen nach unsrer Pflicht, ohne Rücksicht auf weitere Folgen — dies Alles und weit mehr noch verkündet die Bhagavadgîtâ in begeisterten Worten, mit immer neuen Gesichtspunkten Wendungen und Bildern. Und wie phantastisch wieder ist die Einfügung dieses Gedichtes in unser Epos! Krischna, eine Incarnation des höchsten Gottes Vischnu selbst, trägt es dem Pânduiden Ardschuna vor, als dieser im Angesichte des feindlichen Heeres vorzugehen zaudert, weil er in den Reihen der Feinde seine nahen Verwandten, die Söhne Dhritarâschtra's vor sich erblickt; er trägt es ihm vor, um ihn über sein Wesen, seine Bestimmung und seine Pflicht zu belehren.

Neben dem Mahâbhârata steht das zweite grosse Epos der Inder, das Râmâjana, von dem in dem Gedichte selbst geweissagt wird:

„So lange die Gebirge stehn und Flüsse auf der Erde sind,
So lange wird im Menschenmund fortleben das Râmâjana."

Es ist uns in dem Râmâjana, den Thaten und Abenteuern des Râma, wohl eine Erinnerung an die Eroberungen im Süden, die bis nach Ceylon vordrangen, aufbewahrt. Höchst charakteristisch für die im mittelalterlich brahmanisirten Staat geltenden Anschauungen ist die ins Phantastisch-Ungeheuerliche übertriebene Episode von Viçvâmitra, jenem Könige, der durch ein kleines Gedicht von Heine eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. König Viçvâmitra besucht den heiligen Vasischta, der eine wunderbare Kuh besitzt, die ihm alle möglichen Wünsche alsbald zu erfüllen im Stande ist. Diese Kuh wünscht Viçvâmitra zu erlangen, aber alle seine Bemühungen sind erfolglos. Da braucht er Gewalt und raubt die Kuh. Aber diese wird wild, tödtet ihm eine Menge seiner Krieger und kehrt zu dem heiligen Vasischta zurück. Auch die göttlichen Geschosse, die er von Indra nach langen Bussübungen erlangt, bleiben fruchtlos, weil der Heilige sie bloss durch seinen Brahmanenstab abwehrt. Da fasst der König den Entschluss, sich durch Bussübungen zum Brahmanen aufzubüssen. Nachdem er tausend Jahre lang gebüsst, verleiht ihm Brahma selbst den Titel eines königlichen Weisen. Aber dies befriedigt ihn noch nicht; er büsst weitere tausend Jahre; da nennt ihn Brahma den Besten der Weisen. So büsst er auf verschiedene Art noch mehrere tausend Jahre, enthält sich endlich sogar tausend Jahre des Athmens, bis Dampf aus seinem Haupte bricht, alle Welten von Schrecken erfasst werden, und die niederen Gottheiten selbst den Brahma anflehen, endlich des Viçvâmitra Wunsch zu erfüllen. So wird er denn wirklich in den Brahmanenrang erhoben, vergisst die Rache und versöhnt sich mit Vasischta. So übermenschliche Büssung war also nöthig, um aus dem Könige endlich einen Priester werden zu lassen; so unendlich viel höher steht nach dieser Auffassung der Priester.

Und neben den grossen Heldengedichten, — welch einen Reichthum epischer Dichtung finden wir da noch auf anderen Gebieten, so vor Allem die Literatur der Mährchen und Fabeln, wie sie namentlich im Pantschatantra und Hitopa-

deça, in der Vetâlapantschavinçati und Çukasaptati, sowie im Kathâsaritsâgara niedergelegt ist. Schon im Mittelalter sind viele dieser Mährchen auf verschiedenen Wegen nach Europa gewandert, wie dies insbesondere von Theodor Benfey dargelegt worden ist.

Ich übergehe, was sich hier noch weiter über Sagen, Legenden und Parabeln bemerken liesse, ich übergehe auch die sehr reichhaltige Reflexionspoesie, die Sprüche der Lebensweisheit, um mich der lyrischen Poesie des indischen Mittelalters zuzuwenden.

Wie in unserem christlich-germanischen Mittelalter neben dem Heldengedicht von den Nibelungen, neben dem gleichsam von religiöser Weihe verklärten Epos eines Wolfram von Eschenbach die reizendste Lyrik aufsprosste, die Minnelust und Maienglück in vollen, melodischen Tönen besang, so finden wir auch in Indien neben den mittelalterlichen Epen die Erotik reich erblüht; in beiden wird neben der Liebe vor Allem die Natur gefeiert, beide bewegen sich in einem gewissen beschränkten Kreise, wo bestimmte Bilder, Anschauungen und Wendungen häufig wiederkehren, — damit aber ist auch die Aehnlichkeit schon fast zu Ende, denn im Uebrigen unterscheidet sich der deutsche Minnesang von der indischen Liebespoesie ebensoweit, wie die deutsche Wiese und der deutsche Wald mit seinen Vögelein von der tropisch-üppigen Vegetation Indiens mit ihren farbenprächtigen geflügelten Bewohnern. Es athmet hier eine Sinnlichkeit, die das Maass des bei uns Erlaubten oft genug überschreitet; denn wie der Inder in Busse und Askese bis ins Maasslose geht, so thut er es auch hier nach der entgegengesetzten Richtung hin. Aber wenn wir auch dies Alles wegschneiden, so bleibt doch noch Vieles übrig, woran wir wahrhaft unsre Freude haben können.

Die Inder pflegen ihre lyrischen Empfindungen ebenso wie die reflectirenden Gedanken in der Regel in kurzen Gedichten von nur wenigen Zeilen auszudrücken. Während in unserer lyrischen Poesie Gedanken und Empfindungen meist in

vollerem Strom dahinfluthen, scheint der Kunstsinn der Inder in ihrem Mittelalter *) gerade an einer gedrängten, pointirten Art, den poetischen Gedanken auszusprechen, ein besonderes Gefallen gefunden zu haben, und so bildete sich diese Art zu hoher Vollkommenheit aus. Ganz fremd ist sie ja auch uns nicht. Sind doch manche der edelsten Perlen unserer Lyrik gerade darum so gefeiert, weil sie mit gar wenig Worten, in wenigen Zeilen nur den ganzen Gedanken aufs Schönste zum Ausdruck bringen. Ich brauche ja nur zu erinnern an Goethe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh"; an Heine's „Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh"; „Lehn deine Wang' an meine Wang'"; „Aus meinen grossen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder"; „Ich hab dich geliebt und liebe dich noch"; oder Mirza Schaffy's „Es ragt der hohe Elborus" u. dgl. Gerade diesen kleinen Gedichten wohnt ein wunderbarer Reiz inne. Im indischen Mittelalter finden wir — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fast nur solch kleine lyrische Perlen, die bald zu einem grösseren Cyklus vereinigt sind (wie z. B. im Amaruçataka), bald in den dramatischen und epischen Dichtungen eingestreut sich vorfinden. Die Inder verschmähen es gleichsam in einem lyrischen Gedicht einen vollen Strauss von bunten Blumen zu binden; diese kleinen Gedichte sind nur wie einzelne liebliche Blüthen, aber sie sind schön, und wer sie im rechten Mondlicht zu belauschen weiss, der vergisst sie nicht wieder.

Diese Gedichte zeichnen sich durch grosse Zartheit, liebevolle Innigkeit und eine feinsinnige Beobachtung des menschlichen Herzens aus; nicht das Erhabene, wohl aber das Schöne und Anmuthige ist hier charakteristisch, dem sich ab und zu ein schalkhafter Humor hinzugesellt. Das Bild der indischen Natur entrollt sich hier vor unseren Augen; der Mango duftet und der Asoka prangt im Schmucke der röthlichen Blüthen; blühende Schlinggewächse

*) Einen ganz anderen Charakter trägt bekanntlich die Lyrik der vedischen Periode.

klettern an ragenden Bäumen empor, die Waldluft duftet von Patalablumen und liebende Mädchen schmücken sich mit Sirischablüthen; vom fernen Berge wehn die Lüfte mit dem Duft der Sandelbäume; Bienen summen um üppige Blüthen, des Kokila Gesang erfüllt den Hain und bunte Papageien wiegen sich auf den Blüthenzweigen; friedlich weiden die frommen Gazellen, majestätisch schreitet der Elephant dahin, und zwischen den Aesten schaukeln sich muntre Affen wie verkörperte schalkhafte Gedanken der Natur. Von dieser indischen Welt hat keiner unserer Dichter schöner gesungen als Heine. Ja, diese Poesie ist selbst ein rothblühender Garten im stillen Mondenschein, wo die Blumen sich duftende Mährchen ins Ohr erzählen, die frommen, klugen Gazellen vertraulich sich nähern,

„Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n."

Das Bild des Mondes, der die Lotosblume liebt, ist Ihnen Allen durch das reizende Heine'sche Lied bekannt:

„Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht."

Es ist dem indischen Genius abgelauscht; ein ähnlicher Gedanke kehrt mehrfach variirt öfters wieder. Nicht minder schön ist die Sage von Asokabaum, dessen rothe Blüthen nur dann entspringen, wenn eines schönen Mädchens Fuss sie berührt. Da kommt nun der liebende Jüngling und fragt den herrlich blühenden Baum, wohin die Geliebte gegangen:

„Wie reizend, du holder Asokabaum,
Deine röthlichen Blüthen prangen!
O sprich, wo ist die Liebste mein,
Wo ist sie hingegangen?

Du schüttelst im Winde dein blühendes Haupt,
Als wüsstest du Nichts zu sagen,
Du holder Asoka, und kannst doch gewiss
Stillen die bangen Fragen.

Es blühn ja deine Blüthen nur,
Wenn dich ein Fuss gestreifet,
Ein Fuss von der allerschönsten Maid,
Die liebeträumend schweifet.

Du könntest nimmer so voll, so schön
Im Schmucke der Blüthen prangen,
Wenn meine Liebste dich nicht berührt —
O sprich, wo sie hingegangen?“ *)

Die schlanken Lianen erinnern den Liebenden an den Wuchs der Geliebten, der schüchtern-fromme Blick der Gazellen zaubert ihm ihre Anmuth vor; im Mondlicht, das auf den Wellen spielt, glaubt er ihren Blick wieder zu erkennen, und er preist die Geliebte, dass sie allein all diesen Reiz in sich vereint.

Die weisse Wasserlilie soll der Schlanken, als sie ins Wasser stieg um zu baden, die Anmuth des Lachens geraubt haben, die blaue Wasserlilie die Anmuth der Augen, die Wasserrose die Anmuth des Antlitzes. (Vgl. Böhtlingk. Ind. Spr. I. A. 4269. Kâvyâd. 2,274).

Dann wieder begegnet dem Liebenden, der die Geliebte sucht, der schlanke Flamingo; der schöne Vogel hat den leichthinschwebenden graciösen Gang der Geliebten an sich, er muss ihn ihr geraubt haben — und stürmisch fordert der Liebende von ihm Auskunft über die Verlorene (Ind. Spr. 5386. Vikram 96).

Nicht selten kehrt das Bild wieder, wie die Geliebte, über einen Verstoss des Jünglings zürnend, sich von ihm wegwendet, aber dann unter hervorbrechenden Thränen sich rasch wieder mit ihm versöhnt: „Als ihr Groll im Verrauchen war und sie ihren Antlitzmond n die Hände drückte, als ich alle Mittel schon erschöpft hatte und mir nur noch die eine Zuflucht blieb, mich ihr zu Füssen zu werfen; da verkündete sie mir plötzlich ihre Gunst durch einen Thränenstrom, der, bis dahin in der Höhlung der dichten Augenwimperspitzen zurückgehalten, jetzt an ihrem Busen zerstob.“ (S. Böhtlingk, Ind. Spr. I. A. 1720. Amar. 21). Und der Dichter sagt: Nicht länger darf im Herzen der Jungfrauen in Gegenwart

*) Vgl. Böhtlingk, Ind. Sprüche I. Aufl. 2580. Kâvyapr. 105. — Die gedrängte Kürze des Originals liess sich bei der metrischen Uebertragung nicht wohl wiedergeben.

der Geliebten der Stolz Platz greifen, als bis der reine Frühlingswind mit dem Dufte des Sandels zu wehen beginnt. (Vgl. Böhtl. Ind. Spr. I. A. 1916. Bhartr. 1, 32. Bohl.). — Und wenn das geliebte Mädchen auch einmal zürnt, der muthwillige Liebende meint, sie sei nur schöner noch durch die Thränen, die ihr der Zorn ins Auge gelockt. — Wie zart ist auch das Folgende empfunden: „Bei der ersten Beleidigung des Gatten weiss das junge Weib, obgleich ihre Glieder in heftiger Bewegung sind, ohne der Freundin Unterweisung kein stechendes Wort anzubringen; sie lässt die Augenlotus umherschweifen und kann nur weinen, so dass die hellen Thränen auf die reinen Wangen stürzen und die beweglichen Locken flattern." (S. Böhtl., Ind. Spr. I. A. 3235. Amar. 26). — Ein häufig wiederkehrendes Thema ist ferner die Trennung der Liebenden, wenn der Jüngling auf Reisen gehen muss, wie der deutsche Bursch scheidet von seinem Schatz, wenn er marschiren oder wandern muss. Aber wie so g a n z a n d e r s doch! Hier fleht das Indermädchen klagend die Götter an, wenn es nun am Trennungsschmerz sterben müsse, möge es doch dort wiedergeboren werden, wo der Liebste weilt!

Dann wieder zeigt das liebende Mädchen dem Geliebten gar zu deutlich ihre Neigung; da nimmt die erfahrene Freundin sie bei Seite und giebt ihr dringend den Rath, ihr Benehmen zu ändern.

„Liebe Freundin, lass Dir rathen,
Darfst nicht so gefällig sein,
Thu nur spröde vor dem Liebsten,
So gewinnst Du ihn allein.

Leichterrungnes schätzt man wenig,
Zeige Du dich niemals schwach,
Ist er feurig, thust Du kühle
Und nur leise giebst Du nach.

Also zum verliebten Mädchen
Die erfahrne Freundin spricht,
Doch es ruft die holde Kleine
Mit erschrecktem Angesicht:

Stille, stille, liebe Freundin!
Sprich mit keiner Sylbe fort!
Mir im Herzen wohnt der Liebste,
Und so hört er jedes Wort!" *)

Ein lyrisches Gedicht von grösserem Umfang ist Meghadûta, der Wolkenbote, das Lied eines Verbannten, der beim Herannahen der Regenzeit die dunkle Wolke, die nach Norden ziehen will, anfleht, seiner Liebe Bote zu sein. Mit prächtigen Farben malt er ihr den Weg aus, den sie nehmen soll, schildert ihr die Geliebte selbst in ihrem Palast und sagt ihm endlich seiner Botschaft Inhalt, sein Lieben, Sehnen und Hoffen. — Ein anderes Gedicht, Rîtusanhâra, enthält eine schöne Schilderung der indischen Jahreszeiten, wobei die Liebe nur nebenher ihr Recht findet. — Aber die prachtvollste Blüthe der indischen Erotik ist Gîtagovinda, das Lied von der Liebe des Gottes Krischna zu der Hirtin Râdhâ. Es besteht aus dramatisch angelegten erotischen Schilderungen und Ergüssen. Es ist eine üppige tropische Blüthe, dieses Gedicht, sinneentzückend und berauschend. In herrlich dahinfluthenden, stürmenden, tanzenden Rhythmen, in melodisch durch vielfachen Reim an einander sich reihenden Worten entfaltet sich hier die ganze Gluth einer Leidenschaft, die einer heisseren Sonne ihren Ursprung dankt. **).

Dieses Gedicht, mit seinem halbdramatischen Charakter, leitet uns zu der reichentwickelten dramatischen Poesie hinüber, welche in ihren wichtigsten Repräsentanten deutlich die Züge der Romantik an sich trägt. Von der strengen und einfachen Anlage des griechischen Dramas, von der Einheit in Zeit und Ort, von dem erhaben-ernsten Chore finden wir hier keine Spur. In buntem Wechsel reihen sich hier die Scenen aneinander, bisweilen Jahre überspringend, bald hier-

*) Vgl. Böhtlingk, Ind. Sprüche, I. A. 2215. Amar. 67. Kâvyapr. 37.

**) Dies Gedicht ist vortrefflich übersetzt von F. Rückert im 1. Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Göttingen, 837, pag. 132 flg.

bald dorthin uns versetzend, ja sogar aus der Welt der Menschen wie mit einem Zauberschlage in die himmlische Welt hinüberführend. Eine Fülle der verschiedenartigsten Gestalten zieht an uns vorüber, von den Göttern, Heiligen und Königen bis hinab in die Hefe des Volkes, Jeder die ihm charakteristische Sprache redend, vielfach stark dialektisch nüancirt, vom Höchsten, Zartesten und Edelsten bis hinab in die gemeinste Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens; der Dialog lebhaft und mannigfaltig, die Prosa oft, wie bei Shakespeare, in die rhythmisch gegliederte Rede übergehend, um dann wieder zur Prosa zurückzukehren, die dann wieder sich in Verse wandelt, oder durch einzelne Gesangspièçen unterbrochen wird — Alles je nach dem Bedürfniss und Charakter der einzelnen Personen und Situationen. Dazu kommt als ein sehr charakteristisches Moment die Mischung des komischen Elementes mit dem ernsten, so dass wir hier auch in den zartesten poetischen Schöpfungen den Spassmacher in der Begleitung des Königs, den kameradschaftlich mit dem Herrscher verkehrenden, gar manche Freiheiten sich erlaubenden Vidûschaka, den Shakespeare'schen Narren, nicht vermissen. Um Ihnen eine Vorstellung von dem Reichthum zu geben, den der indische Geist auf dem dramatischem Gebiete entwickelt, will ich einige der hervorragendsten Schöpfungen mit ein Paar Worten noch charakterisiren.

Da ist vor Allem das romantische Wunder- und Mährchendrama, das in seinen schönsten Repräsentanten, der Sakuntala und Urvasi des Kalidasa, schon in ziemlich weiten Kreisen bekannt geworden und zu dessen Bewunderern wir die ersten Geister unserer Nation rechnen müssen. Ich müsste befürchten, den Meisten von Ihnen schon Bekanntes zu wiederholen, wenn ich auf den Inhalt insbesondre der vielbewunderten Sakuntala näher eingehen wollte. Aber erlaubt wird es mir doch sein, besonders hervorzuheben, wie wir in diesen Dramen ausser den schon erwähnten, wichtigen und grundlegenden Zügen noch eine ganze Reihe von entschieden romantischen Eigenheiten hervortreten sehen.

Es ist ja doch eine Welt, in der das Wunder den Herrscherstab führt, wo Irdisches und Himmlisches, Menschen, Götter, Halbgötter, Nymphen und Heilige durcheinander wogen, wo aus den Lüften der Wagenlenker des Gottes Indra herabsteigt, um den tapfern König zum Kampfe gegen die bösen Dämonen abzuholen, wo der Fluch eines Heiligen übernatürliche Wirkungen ausübt, wo die fliehende Nymphe in dem Zauberhain, den kein Weib betreten darf, plötzlich wie in einem Mährchen in eine sich rankende Winde verwandelt wird, um später nach Lösung des Zaubers in den Armen des Königs wieder zur geliebten Urvasi zu werden; eine Welt, die wie von einem zartpoetischen Hauche umflossen ist, wo ein süsses Sehnen und schwärmerisches Lieben seine Stätte hat, wo der Mensch im innigsten Zusammenleben mit Blumen und Bäumen, mit Gazellen und Vögeln der Wildniss erscheint. Ist doch Sakuntala selbst in romantischer Waldeinsamkeit, unter den Augen eines frommen Einsiedlers erblüht; vom Hauche der Liebe berührt, in andere Sphären gezogen, trennt sie sich nur mit Schmerzen von der Blume Waldmondschein, die sie gepflegt, und dem Antilopenjungen, das sie aufgezogen.

Völlig verschieden hievon und nach ganz anderen Richtungen hin bedeutend ist ein Drama wie Mritschhakatikâ, das irdene Wägelchen, vom Könige Çûdraka*). Hier finden wir nichts von der zarten Blumenpoesie der Sakuntala, dagegen entfaltet sich eine dramatische Kraft und Lebendigkeit, eine Menge von Gestalten, die mit kräftig-charakteristischen Zügen überzeugend wahr geschildert sind, so dass wir das Leben selbst unmittelbar vor uns zu sehen glauben. Es ist wahrhaft Shakespeare'scher Geist, der in diesem Stücke waltet, und immer aufs Neue wird man überrascht durch Aehnlichkeiten in dieser Richtung. Die ungeheuer reiche, durch eine Fülle von Personen und Ereignissen gegliederte, von einem Ort zum andern springende Action, die lebendige, in unerschöpflichem Reichthum hinspru-

*) Mit bekannter Meisterhaftigkeit übersetzt von O. Böhtlingk, St. Petersburg 1877.

delnde Diction, die Art des entfalteten Humors, der Witze und Wortspiele, der komischen Verwechselungen und Verdrehungen erinnert uns auf Schritt und Tritt an den grossen Britten. Und unter den Charakteren, wie manche geradezu Shakespeare'sche Gestalt sehen wir da vor uns. Da ist Sansthânaka, der Schwager des Königs, der der Heldin unsres Stückes mit widerwärtiger Zudringlichkeit nachstellt, aber von ihr mit Verachtung zurückgewiesen wird; in seiner Plumpheit, Rohheit und Ruchlosigkeit. gepaart mit fast blödsinniger Einfalt, verrückter Prahlerei und jämmerlichster Feigheit ein leibhaftiges Ebenbild des Shakespeare'schen Cloten aus Cymbeline. Da tritt uns ein Bader entgegen, der Unglück im Spiele gehabt hat und in Folge dessen buddhistischer Mönch wird, ein Spielhalter und verschiedene andre Spieler, die zusammen uns die ergötzlichsten Scenen vorführen; ein Dieb, der sein Handwerk mit Humor betreibt uud aufs Ergötzlichste über die verschiedenen Arten eines wahrhaft kunstgerechten Einbrechens philosophirt, bevor er Hand ans Werk legt; zwei Henkersknechte aus der verworfenen Kaste der Tschândâla, die den edlen Brahmanen Tschârudatta hinrichten sollen, in denen sich aber doch bei dem grausamen Auftrag die Menschlichkeit regt, so dass jeder immer gerne dem andern die Vollstreckung zuschieben möchte, ganz wie die bekannten Mörder bei Shakespeare, bis endlich der ungerecht Verurtheilte noch glücklich gerettet wird; Brahmanen von verschiedenstem Charakter, edle, komische und heruntergekommene; ein Hirtenknabe, der durch eine Revolution den Thron des Königs besteigt; Richter, Gerichtsdiener, Schreiber, Hetären, Polizeisoldaten, Bedienstete aller Art.

Den Inhalt des Stückes bildet die Liebe einer reichen und vielumworbenen Hetäre zu einem armen aber edlen Brahmanen, der früher ein reicher Handelsherr gewesen, aber durch zu grosse Freigebigkeit sein Vermögen eingebüsst und nun in grösster Armuth lebt. Zum ersten Male von wirklicher Liebe getroffen, weist die Hetäre die glänzendsten Anträge zurück, um sich schüchtern und zaghaft dem armen,

von fast allen seinen einstigen Freunden verlassenen Tschârudatta zu nähern. Durch solch aufopfernde Liebe geläutert, wird sie zuletzt gewürdigt, des Tschârudatta rechtmässige Gemahlin zu werden, — eine Entwickelung, bei der ich Sie bitte zu berücksichtigen, dass wir hier ein Volk vor uns haben, in welchem über Liebe und Ehe in vieler Hinsicht andere Anschauungen herrschen als bei uns.

Wir haben endlich eine Schöpfung von wieder vollkommen andrer Art in dem Drama Prabodhatschandrodaja *) vor uns, d. h. „der Aufgang des Mondes der Erkenntniss." In diesem Werke, das frühestens zu Ende des XII. Jahrh. p. Chr. entstanden sein dürfte, tritt uns — ähnlich wie bei Calderon — eine ganze Welt allegorischer und symbolischer Gestalten entgegen; das Vorstellungsvermögen, die Offenbarung, die Vischnuverehrung, das Nachdenken, der Wille, der Verstand, die Religion, der Irrthum, die Scheinheiligkeit, der Zorn, der Geiz u. s. w., sie alle treten sprechend und handelnd auf. Die Tendenz dieses merkwürdigen Dramas ist eine Verherrlichung des orthodoxen brahmanischen Glaubens, ähnlich wie die allegorischen Dramen des grossen romantischen Dichters Calderon den christkatholischen Glauben verherrlichen sollen; die Verwandtschaft der indisch-romantischen und der christlich-romantischen Richtung liegt hier deutlich zu Tage, nur ist im Uebrigen Geist und Ton der Calderonschen Dichtungen von unserem indischen Drama ganz verschieden, und wenn Calderon ausgezeichnet ist durch eine gewisse erhabene Feierlichkeit und religiöse Weihe, die in seinen Schöpfungen waltet, so müssen wir andrerseits dem indischen Dichter den Vorzug einer ausserordentlichen dramatischen Lebendigkeit zusprechen, mit der er den spröden Stoff behandelt hat. Diese abstracten Begriffe werden uns so geistreich vorgeführt, bewegen sich, handeln und sprechen zum

*) Eine Uebersetzung davon nebst Einleitung und Bemerkungen ist herausgegeben von K. Rosenkranz, Prabodhacandrodaya oder die Geburt des Begriffs, von Krishna-Miçra, Königsberg 1842. (Die Uebersetzung stammt aus der Feder Goldstücker's).

grossen Theil in solcher Weise, dass sie für uns zu wahrhaft lebensvollen Personen werden, was in der That ein nicht geringes Lob ist.

Die Entwickelung ist in Kürze etwa folgende. Der mächtige König Irrthum herrscht in Benares und üppig walten unter seinem Scepter alle die Laster, Schlechtigkeiten und Thorheiten der Menschen: die Wollust und die Scheinheiligkeit mit ihrem geliebten Grossvater, dem Egoismus, der Materialismus, Zorn, Geiz, Ketzerei und alle die andern, während die Offenbarung, die rechte Religion, die Vischnuverehrung, der Verstand und alle edlen Eigenschaften theils verbannt und geflüchtet, theils unterdrückt und geknechtet sind. Aber eine Weissagung schreckt das Reich des Königs Irrthum, dass nämlich dereinst der edle König Verstand sich mit der misshandelten Offenbarung vereinen und diese Vereinigung den Irrthum und seine Herrschaft zu Fall bringen werde. Um dies zu verhindern, giebt nun König Irrthum seinen getreuen Vasallen, der Ketzerei, dem Zorn, dem Geiz gemessene Befehle, wie sie mit ihrem Einfluss jenes Vorhaben im Beginn schon unterdrücken sollen. Intriguen werden gesponnen; in lebhaftem Spiel sehen wir die Gegensätze vor uns sich entfalten, die ganze Schändlichkeit der schlechten herrschenden Partei tritt zu Tage; Vertreter der falschen Glaubenslehren werden theils als ruchlos und frivol, theils als lächerlich und niedrig gebrandmarkt. Aber auf Seiten der guten Partei finden wir das Nachdenken, die Beredtsamkeit, die Leidenschaftslosigkeit, die Religion, die Ruhe, das gründliche Urtheil, die Genügsamkeit, die Geduld, das Mitleid und die Schriftgelehrsamkeit. Es kommt zuletzt zu einer gewaltigen Schlacht, wo die Sonne ihre Röthe verliert und die Luft erschallt von dem Siegesgeschrei der unzähligen Kriegshelden, wo die Lehrbücher echter Wissenschaft, verschiedene philosophische Systeme im Verein mit theologischen Schriften gegen die Lehrbücher der Ketzer und die Logiken der Atheisten in Kampf rücken, wo der Geist der Krieger durch die Veda's, Purâna's, Gesetzbücher und die andern hei-

ligen Schriften erleuchtet wird, wo das Blut in Strömen um dichtgereihte Leichen fliesst, bis endlich in furchtbarem Gemetzel die falschen Lehren niedergeworfen, theils getödtet werden, theils in die angrenzenden Länder sich flüchten müssen. Die Geduld besiegt den Zorn und die Zerstörungssucht; die Genügsamkeit den Geiz, die Engherzigkeit, Trug, Bosheit, Diebstahl und Bestechlichkeit; die Milde unterwirft die Schmähung, die Anerkennung fremder Verdienste zerstört den Hochmuth u. s. w. Das Vorstellungsvermögen, welches über die Besiegung seiner theuren Söhne, Stolz, Hass, Hochmuth und der andern, bittre Thränen weint, wird von der Beredtsamkeit beruhigt und bekehrt. Die Vermählung des Königs Verstand mit der Offenbarung kommt wirklich zu Stande, und dieser Vereinigung entspringt die richtige Erkenntniss, welche von dem Urgeist selbst freudig begrüsst und gepriesen wird.

All diese verschiedenen, von mir nur skizzenhaft charakterisirten, Schöpfungen des indischen Geistes, die, eine jede in ihrer Art, in die mittelalterlich-romantische Welt hineingehören, werden Ihnen vielleicht eine Vorstellung davon erweckt haben, wie viel des Schönen, des Merkwürdigen und Interessanten hier zu finden ist. Müssen wir auch für Indien, das Kaiserreich unter englischem Scepter, gegenwärtig das romantische Zeitalter als überwunden ansehen, wird auch die neue Zeit hier immer mehr und immer mächtigere staatliche und sociale Umwälzungen hervorrufen, doch wird das Reich der indischen Romantik nie zu Grunde gehen, sein wunderbarer Reiz sichert ihm ein unvergängliches Dasein, und es wird weiterleben in den Gemüthern der Menschen.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.